

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Das Steinkreuz im Roßhagwald

[urn:nbn:de:bsz:31-309787](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309787)

# Das Steinkreuz im Roßhagwald.

Original-Erzählung von Hans Brandes, Freiburg i. Br.

**B**evor ich dir, lieber Leser, die Geschichte von dem Steinkreuz im Roßhagwald erzählen kann, muß ich erst eine kleine, ganz alltägliche Vorgeschichte vorausschicken.

Es war im Frühjahr 1871, in jenen Tagen, da unsere siegreichen Soldaten aus dem Feldzug gegen Frankreich in die Heimat zurückkehrten. In dem hübsch gelegenen Städtchen A. . . war großer Empfang. Weißgekleidete Jungfrauen, würdige Ratsherren und Honoratioren im Bratenrock und hohen Hut, Begrüßungsreden, Musik und Weibegesang. Des Abends Bankett, Helden-ehrung, Tanz.

Das schönste Paar der Tanzenden: der stattliche Unteroffizier Reinhard Schmieder und Maria Kuhn.

Sie haben sich schon vor dem Kriegszuge gern gesehen, obwohl er nur der Sohn des Polizeidieners und seines Zeichens einfacher Zimmergeselle, sie aber die Tochter des reichen Kaufmanns und Stadtrats Kuhn war.

An diesem Abend haben sie sich ausgesprochen. Er alle Bedenken kühn von sich weisend, sie trotz inneren Glücks nicht ohne Furcht und Zagen, was wohl der strenge Herr Vater dazu sagen werde.

Aber man hatte ja noch Zeit: er fünfundzwanzig, sie erst neunzehn Jahre. Also zuwarten, vor den Leuten nichts merken lassen. Es ist ja so schön: Heimliche Liebe, von der niemand was weiß.

Dennoch: obschon sich die Liebenden sehr wenig sehen und noch weniger ungestört sprechen konnten, Vater Kuhn war eines Tages doch dahinter gekommen. In einem kleinen Städtchen, wo alle Wände Ohren und alle Gassen Lauscher haben, sind Heimlichkeiten nicht so leicht zu wahren. Da gab's großen Krach, viele Tränen, und schließlich mußte Maria zur Schwester der Mutter, die in Karlsruhe drunten wohnte. Ein großer Koffer ward mitgenommen, denn Maria sollte längere Zeit fortkommen; Kochen lernen, sich in der Musik weiter ausbilden, im Winter Tanz- und Anstandskurse nehmen, so lautete die äußere Begründung; in Wahrheit hatte man diesen Plan nur ausgedacht, um die zwei Liebenden sich aus den Augen zu bringen. Und damit aus dem Sinn.

Reinhard Schmieder erhielt bald darauf einen Brief seines Leutnants bei den Grenadieren, der der Sohn eines reichen Gutsbesizers in Schlesien war. Und in dem Briefe stand, der Herr Vater suche einen zuverlässigen Mann, den er als Jäger ausbilden lassen wolle, und er, der Leutnant, habe ihm den Unteroffizier der Reserve Schmieder empfohlen, und wenn dieser Lust hätte, solle er schreiben, und die Reisekosten nach Schlesien würden ihm bezahlt.

Wäre dieser Brief unter anderen Umständen als den obwaltenden gekommen, hätte der Zimmergeselle dankend abgelehnt. Einmal war er bis zu seiner Militärzeit in der Fremde gewesen und hatte nachher im Betrieb seines ehemaligen Lehrherrn eine Vorarbeiterstelle gefunden, in welcher er das völlige Vertrauen seines Meisters besaß, zum andern liebte Reinhard die badische Heimat, das liebliche Schwarzwaldtal, in dem sein Heimatstädtchen lag, umschlossen von weingesegneten Vorhügeln, hinter denen die tannenumkleideten stolzen Berge thronen; er hatte gefunden, daß die Welt draußen wohl auch schön und interessant ist, daß sie aber der persönlichen Wärme und Anteilnahme ermangelt. Doch die schnelle Abreise seiner geliebten Maria, die ihm nur ganz wenige Abschiedsworte hatte zukommen lassen, machte ihm die Heimat öde und leer. Da sagte er zu, und wenig mehr als vier Wochen, da befand sich Reinhard Schmieder schon an der östlichen Grenze Schlesiens.

Von Maria Kuhn bekam er kein Lebenszeichen.

Nach drei Jahren jedoch meldete ihm ein Brief aus der Heimat, daß Fräulein Kuhn sich mit einem höheren Beamten in der badischen Hauptstadt verheiratet habe. Eine bittere Nachricht, die alle geheim im liebentbrannten Herzen gehegten Hoffnungen zu Grabe tragen mußte.

Die Jahre vergingen. Die Wunde in der Brust vernarbte, aber eine neue Neigung ist nicht in seine Seele eingezogen. Er blieb ehelos, blieb allein, und er ward ein einsamer Mann.

Später einmal brachte Reinhard Schmieder ein paar Tage seines Urlaubs im heimlichen Städtchen zu, um die Gräber seiner inzwischen verstorbenen Eltern zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit erzählte ihm die Witwe seines einstigen

Meisters, der er seinerzeit den Grund seines Scheidens anvertraut hatte, manches über die Tochter des Kaufmanns Kuhn, der gleich ihrem Manne schon etliche Jahre das Zeitliche gesegnet hat. Zu Lebzeiten ihres Vaters war Maria jeden Sommer ein paar Wochen mit ihrem einzigen Söhnlein in die alte Heimat gekommen; jetzt, da der jüngere Bruder die Eisenhandlung übernommen und sich verheiratet hatte, kam sie seltener. Marias Gatten hatte man nur ganz wenig gesehen. Das ganze Städtchen wußte von ihm, daß er ein hochfahrender Herr sei, dem die Verhältnisse in der Heimat seiner Frau zu kleinstädtisch vorkamen. Er strebte nach höheren Aemtern und Titeln und hatte für ein stilles, glückliches Familienleben wenig Verständnis. Demzufolge war, wie die alte Frau zu berichten wußte, das Zusammensein der beiden Ehegatten kein sonderlich glückliches, und wer in den letzten Jahren die früher so heitere Maria gekannt habe, dem falle sofort der schmerzliche Zug in ihrem noch immer schönen Gesichte auf.

Schmieder hörte das alles schweigend an. Früher als er sich vorgenommen, reiste er aus der Heimat wieder ab. So sehr die dunkeln Berge, die sonnendurchfluteten Weinhügel, das farbenfrohe Tal, die alten Gassen und Häuser als alte Freunde seiner Jugend ihn lockten, — um seine Seele war es kalt geworden.

Es ist im Jahre 1897 gewesen.

An einem Montag Morgen des Januar.

Die ganze Einwohnerschaft des in der Rheinebene gelegenen Dorfes Mühlhofen war in großer Aufregung.

„Nein, daß er so ein End' hat finden müssen! Hätt's ihm doch nit g'wünscht, mein' Seel nit!“

„Ich auch nit! Ob er uns zwar beim Holz sammeln nit grad grün g'wesen ist.“

„Schon! Aber hast einmal g'hört, daß er einer von uns ein'n Strafzettel g'schickt hätt' oder gar den Schandarm auf den Hals g'heht, wie's der alt' Schanzemichel immer g'macht hat?“

„Wißt's nit z'sagen. Halt, daß er uns mal nach ist mit ein'm Bengel.“

„Aber nit zug'schlagen! G'flucht und g'wettert, daß man g'meint hat, er wollt ein'n fressen.“

„Ja, weil er die alten Weiber halt nit hat leiden mögen.“

Zwei alte Frauen waren es, die so Zwiesprache hielten, jede ein Bündel Holz auf dem Rücken.

Im Wirtshause zum „Röfle“ saßen ein paar Gäste um den warmen Ofen herum.

„Daß man's erst heut' g'merkt hat! Er soll ja ganz steif g'froren sein und g'wiß schon ein paar Tag draußen g'legen. Wann hat man ihn denn z'lezt daheim g'sehen?“

„Am Samstag hat er noch da z' Mittag g'gesse. Abends ist er ja nit regelmäßig g'kommen. Manchmal hat er in Bachhofen g'vespert und ist von da gleich heim. Ein andermal hat er sich von der Grünhäuslewirtin ein paar Eier einschlagen lassen. Ost aber ist er daheim blieben und hat mit einer Kieme Speck für Lieb g'nommen!“

Der Köflewirt ist's, der seinen Gästen diese Auskunft gab.

„Ja, aber gestern am Sonntag? In d' Kirch ist er ja nit vielmal g'gangen, aber zum Mittagessen, mein' ich, wär' er doch fast immer bei dir g'wesen, Köflewirt! Ist's nit so?“

„Fast immer. All die Zeit her, wo er im Dorf ist. 's war vergangenen 1. Oktober fünf Jahr. Bis auf die lezt' Zeit, fünf, sechs Monat, halt seit dem Sommer. Da ist er mehrmal Sonntags nit hier g'wesen. Hat's aber immer vorher g'sagt. Wo er da g'wesen ist, ich weiß es nit. Mit dem Zug fort, abwärts. G'fragt hab' ich ihn nit gern, und g'redet hat er sowieso nit viel. Von sich selber schon gar nit, wie er ja ein bißel ein eigener Mensch g'wesen ist.“

„Ja, aber ein rechter Mann, gradlinig und eben. Einer, der's Herz nit am läzen Fleck g'habt hat. Manchmal bin ich so mit ihm ins G'spräch 'kommen, im Feld draußen oder beim Heimfahren, daß er zu mir aufg'essen ist. Muß sagen, 's war mir immer eine b'sondere Viertelstund.“

„Glaub's! Sein G'müt ist sicher besser g'wesen als sein äußerlich G'haben.“

„Ja, da wär's also Samstag nachmittag passiert? Daß man im Dorf nit g'merkt hat.“

„Je! 's ist immerhin 20 Minuten in den Roßhag. Schießen hörst ja hin und wieder. Und daß man ihn nit vorher g'funden hat? 's ist ja niemand im Dorf, der sich um ihn bekümmert hat. Und wer hätt' gestern bei dem starken Schneetreiben, wo's ein'n Fuß Neuschnee hingeworfen hat, in den Wald spazieren mögen? Ich bin den ganzen Tag hinterm Ofen g'gesse und nit einmal zu ein'm Schoppen g'gangen, weil mir's draußen z'wüßt war.“

„Hast noch mehr Kameraden g'habt, Schreinersepp; 's ist ein Hundewetter g'wesen. In einem

# Deutschland-Fahrräder



## „Deutschland“ Nähmaschinen

sind deutsche Präzisions-Erzeugnisse  
von hoher Leistungsfähigkeit  
dabei niedrig im Preise



*Überzeugen Sie sich  
und verlangen Sie noch heute die neueste Preisliste der  
Fahrrad-Fabrik  
**AUGUST STUKENBROK, EINBECK**  
durch anhängende Karte*

Bitte hier abtrennen!

### Die Fahrradfabrik August Stukenbrok, Einbeck

ist die alleinige Fabrik und Lieferantin der  
auf dem ganzen Erdenrund rühmlichst  
bekannten „Deutschland“-Fahrräder.

„Deutschland“-Fahrräder  
sind in Güte und Preiswürdigkeit un-  
übertroffen, von leichtem Lauf und  
größter Dauerhaftigkeit.

„Teutonia“-Pneumatik  
ist die beste, dabei infolge ihrer großen  
Haltbarkeit die billigste aller erstklas-  
sigen Fahrradbereifungen.

„Deutschland“-Nähmaschinen  
aller Systeme für Hausgebrauch und  
Gewerbebetrieb in den verschiedensten  
Möbelausstattungen.  
Tausendfach bewährt.

Reparaturen aller Art,  
Dreharbeiten, sowie das Emaillieren und  
Vernickeln von Fahrrädern, wenn auch  
fremdes Fabrikat, werden in meiner neu-  
zeitlich eingerichteten, mit großem Ma-  
schinenpark ausgestatteten Fabrik schnell-  
stens und preiswert ausgeführt.

Lieferant vieler Behörden, Verwaltungen, Vereine,  
Belagschaften größerer Werke usw.

Zur Frankie-  
rung gefügen  
bei Ausfüllung  
der Adresse  
3 Pf.,  
bei weiterer  
Mitteilung  
5 Pf. Porto

An die Fahrradfabrik

## August Stukenbrok

Aeltestes und größtes Fahrradhaus Deutschlands

# Einbeck K 198

Heftband

Bitte hier abtrennen!

1. it g n r b 3. r t. 5

5 n e r g n s 6 l. ;. n e

Die Reiter bei ir jü un W fe d W ft te B m B li b fa u  
 B d R fa u  
 e  
 f  
 e  
 o  
 n  
 n  
 d  
 U  
 f

**Sportartikel aller Art**



**Fahrrad-ersatzteile**



**Pneumatik-Mantel in verschiedenen Sorten**





**Wettermäntel**



**Schallplatten**



**Deutschland-Fahrräder**

**Nähmaschinen**

Sportartikel aller Art  
 Waffen und Munition, Uhren,  
 Haushaltsgegenstände, Spiel-  
 waren und vieles Andere

können Sie nirgends vorteilhafter kaufen, als  
 nach meinem  
**neuesten Katalog mit niedrigsten  
 Preisen, dem Ratgeber für jedes Haus,  
 der Ihnen kostenlos zugesandt wird.**

**AUGUST STUKENBROK, EINBECK**

**Haushaltsartikel für alle Verwendungszwecke**



**Elektrische Artikel in größter Auswahl**



**Nähmaschinen in 10 verruch. Ausführungen**



**Reiseartikel in bewährten Qualitäten**



**Photogr. Apparate in nur bewährten Modellen**



Heftband

Bitte hier abtrennen!



Adresse bitte deutlich ausfüllen.

**An die Fahrradfabrik August Stukenbrok, Einbeck.**  
 Leistungsfähigstes Spezialhaus der gesamten Fahrradbranche.

Hiermit ersuche ich Sie um kostenfreie Zusendung Ihrer neuesten Preisliste mit niedrigsten Preisen über die vorzüglich bewährten „Deutschland“-Fahrräder und Nähmaschinen, Teutonia-Prima-Pneumatiks, Fahrradzubehörs-  
 teile, photographische Artikel, Toilette-, Reise- und Raucher- Utensilien, Tabak, Zigarren, Sportbekleidung, sowie sämtliche Artikel für Sport und Spiel, Feuerwerk, Sport- und Kinderwagen, Kasten- und Leiterwagen, Wintersportartikel und Spielwaren, Uhren aller Art, Gold- und Silberwaren, elektrische Apparate, optische Artikel, Papier-, Leder- und Stahlwaren, Musikwaren aller Art, insbesondere Sprechmaschinen und Aste-Schallplatten, Waffen, Munition u. Jagdartikel, Werkzeuge, Geräte für Gartenbau u. Landwirtschaft, Haushaltsartikel, Waschmaschinen, Christbaumschmuck usw.

Tausende von freiwilligen Anerkennungen aus allen Kreisen.

Name: .....

Stand: .....

Wohnort: .....

Straße: .....

Bestellungs-  
Postort ist: .....

Oberpost-  
direktions-Bezirk: .....

Provinz: .....

Bitte hier abtrennen!

fort  
 pfffe  
 schön  
 „Z  
 Dfen  
 voll  
 und  
 kom  
 drau  
 die n  
 „A  
 mehr  
 De  
 von  
 ums  
 W  
 gewa  
 An  
 ein A  
 schlit  
 den  
 bei d  
 werd  
 älter  
 strige  
 in de  
 In  
 würd  
 muß  
 nur  
 das  
 erfaß  
 er fü  
 sah e  
 noch  
 Jäge  
 den  
 um  
 trotz  
 Rock  
 D  
 Holz  
 rasch  
 wärt  
 berid  
 um d  
 zu b  
 N  
 die  
 bewe  
 dem  
 beha

fort schneien, und ein kalter, ruttlicher Wind hat pfeifen dazu; in der Stub' daheim ist's am schönsten g'wesen!"

"Das hab' ich wohl g'merkt, daß Ihr Euren Ofen hütet. Mit einmal zwei rechte Tisch voll Gäst' hab' ich g'habt den ganzen Mittag und Abend. Ein einziges Zego ist z'sammenkommen. Der Lunzipeter hat den ganzen Abend drauf g'wartet, es müßten ein paar kommen, die mit ihm ein Spiel zu viert machen."

"Mit dem? Meiner Lebtag spiel' ich nit mehr mit ihm! So ein Tarolschinder!"

Damit war das Gespräch für einige Zeit von seinem Ausgangspunkte abgelenkt und ging ums Zegospielen.

Was hatte sich nun da draußen im Waldgewann Kofzhag zugetragen?

Am Vormittag war der junge Zbache Franz, ein Bursche von 16 Jahren, mit einem Bockschlittengespann in den Wald gefahren, um für den Kirchenbeck ein Ster Holz einzuholen, das bei der letzten Fuhr nicht mehr mitgenommen werden konnte. Es war schlecht zu fahren; auf eine ältere, hartgefrorene Schneeschicht hatte das gestrige Wetter viel weichen Neuschnee geworfen, in dem der schmalkufige Schlitten sehr tief einsank.

Im Vorbeifahren sah der Junge eine merkwürdig geformte Erhöhung im Schnee. Das mußte ihn interessieren. Er hielt an und schritt nur wenig vom Wege waldeinwärts, griff in das kalte Weiß — und hatte einen Stiefelsuß erfaßt. Der Erschrockene fuhr zurück. Dann faßte er sich ein Herz, räumte den Schnee hinweg und sah einen toten Menschen. Die starre Rechte hielt noch den Lauf einer Jagdflinte. Der grüne Jägerrock, das Gesicht — der Zbache Franz kannte den Toten, und zu ahnen, daß es sich hier nicht um ein natürliches Sterben handelte, fiel ihm trotz seiner Jugend nicht schwer, denn der grüne Rock war an der linken Brustseite voll Blut.

Den Burschen packte jetzt ein Graußen; ohne Holz wendete er den Schlitten und fuhr, so rasch es der ungebahnte Weg gestattete, heimwärts, dem Vater das unheimliche Erlebnis zu berichten. Dieser ging sofort zum Bürgermeister, um das Vorgefallene zur Kenntnis der Behörde zu bringen.

Noch keine Viertelstunde später, — da liefen die Leute zusammen in die Höfe, der Vorfall bewegte die Gemüter. Man fragte sich nach dem Wie, Wann, Wer, man mutmaßte, manche behaupteten.

Der Bürgermeister befolgte seine Dienstweisung, und mit Hilfe des Telephons war das Gericht alsbald benachrichtigt. Schon am Nachmittag fuhr am Rathause ein Schlitten vor, der den Amtsrichter, den Bezirksarzt, einen Schreiber und einen Gendarmen brachte. Der Ortsvorstand fuhr auf einem besonderen Schlitten mit hinaus. Der Weg nach dem Waldgewann Kofzhag war jetzt nicht mehr so übel zu fahren wie am Morgen. Denn alsbald nach Bekanntwerden des Fundes



Da gab's großen Krach, viele Tränen, und schließlich mußte Maria zur Schwester der Mutter.

sind viele Ortseinwohner hinausgegangen, um sich selbst zu überzeugen von dem, was der junge Zbache Franz entdeckt hatte.

Draußen am Fundort hielten zwei Männer Wache. Sie hatten in 2 oder 3 m Entfernung von der Leiche um diese herum vier Pfähle in die Erde geschlagen und ein starkes Seil gespannt, damit die Neugierigen nicht so nah herankommen konnten. Die Wächter unterhielten, um sich warm zu halten, etwas abseits ein Feuer, denn es pfeif ein eisiger Wind durch den Wald. Ein paar schulfreie Buben schleppten den Männern das nötige Brennholz bei. Stumm standen die

Neugierigen und sahen in das bleiche Antlitz des Entseelten, dessen Augen gläsern zum laublosen Kronendache des Buchenwaldes emporstarrten.

Jetzt waren die Herren der Gerichtskommission ausgestiegen und traten an die Leiche. Der Bezirksarzt beugte sich über den Toten. Doch war seine vorläufige Feststellung alsbald erledigt.

„Herr Bürgermeister, der Tote ist Ihnen bekannt?“

„Jawohl, Herr Amtsrichter. Er amtet seit fünf Jahren in unserer Gemeinde.“

„Wer ist es?“

„Reinhard Schmieder, der Jagdaufseher und Oberjäger der gräflich Solden'schen Jagd.“

„Kann Selbstmord vorliegen, Herr Doktor?“

„Soweit sich durch den ersten Augenschein feststellen läßt, vermutlich nicht. Der Schuß ist aus der Entfernung abgegeben. Herr Wachtmeister, untersuchen sie die Jagdflinte!“

Der Beamte öffnete die Waffe und entnahm dem einen Laufe eine abgeschossene Patrone. Sie hatte eine Schrotladung enthalten. Im andern Laufe steckte eine unversehrte Patrone mit Vogelbunt.

„Die Wunde ist Kugelschuß!“ sagte der Bezirksarzt kurz.

„Also Mord!“ entschied der Amtsrichter.

„Wie ist das geschehen, und wer ist der Täter?“

Der Izbachefranz war mit draußen, wurde vorgerufen und mußte seine vorläufigen Angaben machen, wie er im Vorbeifahren die eigenartige Schneerhöhung gesehen und aus Neugierde in den Schnee gegriffen, dabei gleich die Spitze eines Stiefels erwischt habe.

Der richterliche Beamte diktierte nun dem Sekretär die wichtigsten Beobachtungen über die Lage des Toten, die Umgebung und den Befund der Leiche, wobei besonders hervorgehoben wurde, daß der Getötete eine sehr schöne und wertvolle goldene Uhr, die Schmieder vor Jahren von seinem früheren Herrn in Schlessien als Anerkennungsgabe erhalten hatte, sowie seine Börse noch in den Kleidern trug. Ein Raubmord ließ sich also nicht annehmen.

„Haben Sie Wilderer in der Gegend, Herr Bürgermeister?“

„Kann's nit grad verneinen. Früher wenigstens unter dem alten Oberjäger hat man nachts hin und wieder Schüsse g'hört. Erwischt ist aber keiner worden. Seit Herr Schmieder dag'wesen ist, ist das ganz selten vorkommen, und in den letzten zwei, drei Jahren hat kaum mehr eins vom

Wildern g'redet; denn der Herr Schmieder ist zu jeder Stund des Tags und der Nacht in den Wald g'gangen, und keiner wär' vor ihm sicher g'wesen, der sich verbotener Weis' draußen rumtrieben hätt'.“

„Haben Sie keinen Verdacht auf irgend eine Person im Orte, der trotz alldem heimliche Jagdgänge zuzutrauen wären? Nehmen Sie sich ruhig Zeit und besinnen Sie sich auf die Antwort, die mir wichtig ist.“

„Im Dorf? Nein! Da wüßt ich kein'n. Man kann ja nit für jeden die Hand ins Feuer legen, aber nit einmal den leisesten Verdacht hätt' ich gegen irgend einen. Aber vielleicht von auswärt's einer. Unsere Jagd ist als wildreich weitum bekannt.“

„Wir werden an diesem Punkt unsere Ermittlungen einsetzen lassen müssen und sprechen im Rathhaus noch darüber. Wachtmeister! Lassen Sie jetzt von Leuten, die Ihnen der Herr Bürgermeister zur Verfügung stellen wird, den Platz hier im Umkreis von zwanzig Schritten vom Neuschnee säubern und forschen Sie sorgfältig nach Spuren im alten Schnee. Achten Sie besonders genau auf Merkmale, die einen etwa stattgefundenen Kampf erkennen lassen, und wo möglich suchen sie den Einschlag der Kugel, die ja den Körper völlig durchschlagen hat. Aber beeilen Sie sich. Bis zum Eintritt der Dunkelheit, welche Ihre Beobachtungen beenden läßt, sind es noch fünfviertel Stunden.“

Die Herren fuhren ins Dorf zurück, wo im warmen Ratszimmer ein genaues Protokoll aufgesetzt wurde. Der Izbachefranz wurde noch einmal eingehend vernommen, und auch der Bürgermeister mußte noch tüchtig Rede und Antwort stehen.

Später kam der Sicherheitsbeamte und meldete dem Amtsrichter, die Feststellungen seien außerordentlich erschwert worden durch den Umstand, daß der erstgefallene Neuschnee naß gewesen sein müsse und sich mit dem alten Schnee zu einer Eisschicht verbunden habe, deren Entfernung meist den ganzen Schneebelag mitgenommen hätte. Er habe aber festgestellt, daß zum Lageort der Leiche nur eine Trittpur führe, eben die des Oberjägers, und die Art dieser Spuren, die er — der Gendarm — durch eine kleine Handflizze festgelegt habe, sei so, daß angenommen werden müsse, die Kugel habe den Jagdaufseher getroffen, während er sich auf dem Waldwege befand und er dann die drei oder vier

Schritte abseits taumelnd zurücklegte. Ein Kugelschlag hätte sich trotz eifrigen Suchens der Helfer nirgends auffinden lassen.

„Sie werden dann morgen mit einem Ihrer Leute die Beobachtungen fortsetzen. Heute überwachen Sie nur noch die Entfernung der Leiche am Fundort. Herr Bürgermeister, wohin wollen Sie den Toten bringen lassen?“

„In seine Wohnung, denk' ich. Er hat zwei Zimmer in der Kleinkinderschul' g'habt.“

„Gut. Sie wollen die Sezierung der Leiche morgen vornehmen, Herr Bezirksarzt? Darf ich Ihren Bericht noch am Abend erwarten? Ich danke! — Die Freigabe der Leiche zur Beerdigung wird der Gemeinde von Gerichtsseite mitgeteilt werden.“

Die Obduktion ergab nicht viel Besonderes. Die mittelfalibrige Kugel aus gezogenem Laufe war vorn durch eine Rippe gedrungen, hatte Herz und Lunge durchschlagen und den Körper nahe der Wirbelsäule verlassen. Der Tod mußte innerhalb weniger Sekunden eingetreten sein. Außer der Schußwunde wies die Leiche keinerlei sonstige Verletzungen auf, insbesondere ließ sich trotz eingehender Untersuchung nirgends ein Anhaltspunkt dafür finden, daß ein Kampf stattgefunden oder daß der Täter sein Opfer auch nur berührt hätte.

Nach erstattetem Bericht wurde die Leiche freigegeben, und der Jagdaufseher und gräflich Solden'sche Oberjäger fand seine letzte Ruhe auf dem idyllisch gelegenen Friedhofe des Dorfes. Da der Getötete keine näheren Verwandten mehr besaß, löste sein gewaltsamer Tod außer allgemeiner Anteilnahme keine tieferen Gefühle aus. So schien es wenigstens. Dem war aber nicht so.

Drunten in der badischen Hauptstadt hat die Zeitungsnachricht von der Ermordung des Herrn Reinhard Schmieder einer einsamen Seele jähes Erschrecken und wehen Schmerz gebracht. Es war die Witwe des Regierungsrats Wenkert, in ihrer Mädchenzeit Maria Kuhn geheißt. Der Tod des Gatten, der vor etwa vier Jahren erfolgte und diesen ehrgeizigen Mann vor Erreichung seiner hochgesteckten Ziele aus dieser Zeitlichkeit nahm, war ihr lange nicht so nahe gegangen als dieses plötzliche geheimnisvolle Hinscheiden des einstigen Geliebten; sie konnte und wollte es nicht glauben. Diese Zeitungsnotiz mußte ein Irrtum sein. Aber Gewißheit mußte die einsame Frau haben. Ihr Herz war zum Zerspringen

erregt, und in den Nachtstunden floh sie der Schlaf.

Da schickte sie eine kurze, förmliche Anfrage an das Bürgermeisteramt in Mühlhofer.

Die Zeit, bis Antwort eintraf, war ihr eine sehr qualvolle. Sie war ja so allein, pflegte wenig Verkehr. Ihr einziger Sohn studierte in Stuttgart auf der technischen Hochschule. Zwar hätte sie in diesem wenig Trost gefunden, ganz besonders in vorliegender Angelegenheit nicht.



Eine bittere Nachricht, die alle im liebentbrannten Herzen geheim gehegten Hoffnungen zu Grabe tragen mußte.

Ueberhaupt, ihr Alfred war der getreue Sohn seines Vaters. All dessen Ehrgeiz und kalter Egoismus schienen auf den Sprößling übergegangen zu sein. Darum bestund auch zwischen der Mutter und dem Sohn, trotzdem sie ihm innige mütterliche Gefühle entgegenbrachte, kein besonders warmes Verhältnis, und seine Abwesenheit ward von ihr nicht besonders quälend empfunden.

Endlich brachte die Post den erwarteten Brief. Zitternd erbrach Frau Maria die Hülle. Das Antwortschreiben war kurz und förmlich im Amtsstil gehalten und konnte nichts anderes



als die Bestätigung der bezweifelten Zeitungsnachricht enthalten. Jetzt brach die Witwe zusammen, und das Nervenleiden, welches sich daraus entwickelte, hat sie für mehrere Wochen an das Krankenlager gefesselt.

Zu Mühlhosen war inzwischen keine Ruhe eingelehrt. Denn Staatsanwalt und Gendarmerie entfalteten eine fieberhafte Tätigkeit. War der Täter ein Wilderer — und jemand anders konnte doch kaum in Frage kommen, — so mußte doch in den umliegenden Ortschaften auf irgend einen der Verdacht verbotenen Jagens fallen. Tatsächlich wurden auch mehrere Leute festgenommen, bei denen schon irgend einer eine Jagdflinte gesehen zu haben glaubte. Namentlich forschte man nach sogenannten Drillingsgewehren, denn nur aus einem gezogenem Kugellauf war das Geschloß gekommen. Indes ließen sich bei keinem der Verdächtigten die Verdachtsmomente aufrecht erhalten, weshalb der Staatsanwalt wieder alle auf freien Fuß setzen mußte. Schließlich erlahmte der Eifer der Beamten doch etwas; wenn man die Sache natürlich nicht aus den Augen ließ, so nahmen doch neuere Vorkommnisse das Interesse mehr in Anspruch.

Als im Sommer der Jagdherr, Graf Solden, seinem getreuen Oberjäger Schmieder an der Stelle des Gewanns Roßhag, wo im Januar die Leiche des Getöteten gefunden worden war, ein einfaches Steinkreuz mit kurzer Widmung errichten ließ, da redeten die Leute erneut über den geheimnisvollen Vorfall, und neue Vermutungen wurden laut, alle so gegenstands- und ergebnislos wie die früheren. Wenn dann jemand durch den Roßhagwald ging oder fuhr, weihte er beim Anblick des Kreuzsteines dem Toten wohl ein stilles Gedenken, und die Kinder gingen nur mit einem gelinden Schaudern da vorüber, erzählten es dann wohl mit Wichtigtuerei ihren Schulkameraden; doch mit der Zeit wurde es immer stiller um das Andenken des ermordeten Jagdaufsehers, ja es schien, als ob die göttliche Gerechtigkeit hier nicht gewillt sei, ihre Macht zu zeigen.

Wie kam denn Reinhard Schmieder, von dem der Leser weiß, daß er bei einem reichen schlesischen Grundbesitzer als Leibjäger in Stellung war, nach dem badischen Dorfe Mühlhosen?

Der langjährige Pächter einer großen, aus mehreren Gemarkungen in der Ebene zusammengesetzten Jagd, Graf Solden, war vor Jahren öfters Gast des schlesischen Grundherrn, bei

dem Schmieder Leibjäger gewesen. Der Graf lernte den Reinhard Schmieder als einen ruhigen, gewissenhaften Jäger kennen und schätzen. Als der alte Oberjäger der Soldenschen Jagd dienstunfähig geworden war, schrieb der Graf an Schmieder und bot ihm an, seine Jägerstelle an der schlesischen Grenze mit einem selbständigen Posten in der badischen Heimat zu vertauschen.

Schmieder überlegte nicht lange. Sein alter Herr war gestorben; der neue Herr, ein Bruder jenes Offiziers bei den Leibgrenadiere, hatte verschiedene Neuerungen eingeführt und war darüber mit dem und jenem seiner Dienstleute in Differenzen gekommen. Das hatte auch in Reinhard Schmieder den Entschluß nach einer Veränderung reif werden lassen. Und zudem: je mehr die Jahre schvanden, um so stärker packte ihn die Sehnsucht nach der Heimat. Was ihn einst aus dieser fortgetrieben, verblaßte nach und nach. Er kam in die Jahre, wo der Mensch in stillen Stunden sich an seinen Jugenderinnerungen ergötzt, und diese malten das Bild der Heimat so schön und lockend, daß er Heimweh bekam. Denn mag's in der Fremde noch so schön sein: die Heimat ist weiches Land, die Fremde ist hart.

Da sagte er kurz entschlossen zu, gab seinen bisherigen, zwanzig Jahre innegehabten Dienst auf und siedelte in die badische Rheinebene über, wo er den ihm angewiesenen Wohnsitz zu Mühlhosen bezog.

Bald hatte er sich da eingelebt, aber die Jahre gingen dahin und sahen ihn immer einsamer werden. In sein Heimatstädtchen kam er jetzt fast jährlich, und obwohl dort von seinen alten Bekannten fast niemand mehr lebte, wurden ihm die wenigen Tage des Aufenthalts im Vaterorte jeweils zu einem Erlebnis.

Eines Tages, es war etwa ein Jahr vor seinem Tode, erhielt er einen Brief aus Karlsruhe: von Frau Regierungsrat Maria Wenkert. Sie teilte ihm das vor 10 Monaten erfolgte Ableben ihres Gatten mit und versicherte, daß sie wohl wisse, damals unrecht an ihm gehandelt zu haben, daß sie aber den einstigen Geliebten nie vergessen hätte. Wie es damals gekommen, möchte sie ihm gerne mündlich erzählen, und da sie annehme, daß er auch mal in Karlsruhe zu tun haben werde, lade sie ihn ein, sie bei solcher Gelegenheit zu besuchen, und wenn es recht bald geschähe, würde es sie aufrichtig freuen.

Dieser Brief riß eine vierundzwanzigjährige Narbe auf. Was sollte er antworten? Daß er

Maria Kuhn nicht vergessen hatte und nicht vergessen konnte, hatten ihm all die Jahre her bewiesen. Rüttelten ihn ihre Zeilen anfangs durcheinander, je mehr er sie las und zu sich sprechen ließ, um so mehr Wärme atmete ihm daraus entgegen, und in das älter als der Kopf gewordene Herz zog's wie lindes Frühlingswehen ein; und wie draußen in seinem Wald mit grünenden Laubknospen und Vogelgezwitz der glückhafte Lenz herkam, da lugte auch in der Seele des Jägersmannes sein Glück zu einem Guckfensterlein herein.

In dieser Zeit saß er im Heim der verwitweten Frau Regierungsrat Wenkert zu Karlsruhe seiner einst so heißgeliebten Maria gegenüber und lauschte fast stillversunken ihren Erzählungen. Klängen doch aus ihren Worten all die Erinnerungen jener so kurzen Zeit, in der sie beide, damals so stolz, jung und schön, sich umschlungen hielten und ihre Hoffnungen auf ein ewiges Glück gebaut hatten. Immer wieder streckte sie ihm die feinen Hände entgegen, und wärmer, inniger drückte er sie. Als sie ihm dann versicherte, da er sich zum Gehen anschickte, daß diese Stunde wohl die schönste ihres Lebens seit der Verheiratung gewesen sei, da wachte sein Herz völlig auf. Er riß sie an sich und bedeckte ihren Mund mit Küßen.

Noch im Sommer haben sie sich gegenseitig die Fragen auf die Lippen gelegt: „Wollen wir uns nun doch noch angehören?“

Bei seinen Besuchen im Hause Marias lernte er auch einmal ihren Sohn kennen. Vereinbarungsgemäß sollte von dem Verhältnis der beiden dem jungen Studenten gegenüber noch nichts erwähnt werden. Die Mutter wollte allein mit ihm über diesen Punkt reden und war noch nicht so weit, wie sie sagte.

Der junge Herr Alfred gefiel dem Jagdaufseher nicht. Sein hochgetragenes, kaltes Wesen und sein von einer furchtbaren Eitelkeit aufgeblasenes Gehaben gaben dem in der Natur geschulten Manne alsbald die Gewißheit, daß dieser junge Mensch nie sein Freund werden wird. Ihre beiden Charaktere waren zu sehr verschieden. Er sprach sich auch darüber mit Maria aus, und sie hatte ihm längst im stillen recht gegeben. Darum verschob sie auch die Aussprache mit ihrem Sohn über die beabsichtigte Wiederverhehlung von einem Daheimsein Alfreds auf das andere.

Schmieder redete von seinem Glücke und dem Vorhaben der Verheiratung daheim in Mühl-

hofen zu keinem Menschen. Er blieb wie vordem der pflichteifrige, aber fast wortfarge Mann. Nur daß er jetzt von Zeit zu Zeit dem Herrn Grafen schrieb, er habe in persönlichen Angelegenheiten auswärts zu tun und bitte für den nächsten Sonntag um Urlaub.

Bei seinen Besuchen und auch in Briefen drang der Jagdaufseher auf eine möglichst baldige Festsetzung des Verhehlungstermins. Maria vertröstete ihn immer wieder auf spätere Zeitpunkte,



Die starre Rechte hielt noch den Lauf seiner Jagdflinte.

und er wußte, daß nichts anderes als die Furcht, sich mit dem Sohne auseinanderzusetzen, die Ursache dieses ewigen Verschiebens war.

So kam der Winter. Der brachte fast täglich Jagdgäste und mehrere Treibjagden, sodas Schmieder beruflich sehr in Anspruch genommen war. Dennoch hatte er sich auf Weihnachten gefreut und meinte, dieses Fest nun einmal anders feiern zu können als all die Jahre her. Doch bat ihn Frau Maria, über die Festtage nicht zu ihr zu kommen, sie werde bestimmt die Anwesenheit Alfreds während der Weihnachtsferien dazu benützen, ihrem Sohne das neue Chevor-

Braf  
gen,  
Als  
enst-  
an  
stelle  
igen  
chen.  
alter  
uder  
hatte  
da-  
te in  
hard  
rung  
jahre  
Sehn-  
dieser  
kam  
nden  
und  
s in  
at ist  
einen  
st auf  
r, wo  
hofen  
e die  
ein-  
m er  
einen  
urden  
Bater-  
e vor  
Karls-  
nkert.  
folgte  
, daß  
andelt  
en nie  
möchte  
ie an-  
u tun  
solcher  
t bald  
ährige  
daß er

haben mitzuteilen und die finanzielle Auseinander-  
setzung mit ihm vorzunehmen.

Da hat Reinhard Schmieder abermals ein-  
same Weihnachten feiern müssen.

Der Januar brachte Schnee, nicht übermäßig  
zwar, doch hielt er sich infolge andauernder Kälte  
ziemlich lange.

Nun war der verhängnisvolle Samstag ge-  
kommen. Wie es seine tägliche Gewohnheit,  
ging er vor eintretender Dunkelheit in den Wald.  
Er wollte nichts schießen und trug nur die Schrot-  
laufbüchse bei sich.

So ein abendlicher Gang durch den schweigen-  
den Wald ist eine erhabene Feierstunde; im  
Winter, wenn den vielästigen Buchen das Laub  
fehlt, kaum weniger als im Sommer. Im Abend-  
winde wiegen sich leise die Äste. Dürres Holz  
knackt und fällt in den Schnee. Sonst stört  
außer dem auf vereister Schneedecke knirschenden  
Tritte des Wanderers kein Laut die weite Ruhe.  
Da gehört der Mensch sich allein. Seine Seele  
schwingt in weichen Saiten, und die Gedanken  
schreiten tiefer, höher.

Bei der großen Waldhütte, die an einer  
Wegkreuzung steht und die Schmieder fast täglich  
zu passieren pflegt, bleibt er einen Augenblick  
stehen. Er ist unschlüssig, welchen Weg er ein-  
schlagen soll. Eigentlich möchte er in den Eschen-  
schlag, nachsehen, wie die Rehe dem Futter zu-  
sprechen, das ihnen heute wieder zugeführt worden  
ist. Aber — der Jagdaufseher weiß ja, daß die  
Tiere das Heu nicht verschmähen — und gerade  
für heute Abend hat er sich vorgenommen, einen  
größeren Brief an Maria zu schreiben. Also  
nimmt er den nächsten Weg zum Dorfe, der  
durch den Waldgewann Kofthag führt. Schon  
halb mit dem Briefe beschäftigt, geht er dahin.

Jetzt — hat sein geübtes Ohr nicht einen  
Laut vernommen, welcher der Waldstille fremd  
ist? Er dreht sich um und lauscht gespannt. Doch  
alles ist ruhig. So hat er sich doch getäuscht.  
Da sieht er durch das Gestränge des Buchen-  
waldes zwei glühende Augen näherkommen.  
Ein Fuchs? Ist die Kälte schon so schlimm,  
daß diese Burschen sich aus den Bergen in die  
Ebene verirren? Das Tier hat keine Bitterung  
von dem Jägersmann, denn die trockene, frostige  
Nachtluft weht herwärts. Schmieder nimmt den  
Büchsenstock hoch und spannt den Hahn. Es  
geht alles lautlos. Noch einen Augenblick des  
Näherkommens, dann ist es Zeit. Da — mit  
einem Ruck wendet sich das Tier und streicht

im schnellsten Lauf weg. Der Jäger schießt ihm  
eine Schrotladung nach. Doch ohne Erfolg.

„Schade! Wie mag der gewarnt worden sein?  
Ob ich's selber gewesen bin?“

Er steht eine Zeitlang sinnend. Dann wendet  
er sich wieder auf den Heimweg. Doch kaum ist er  
dreißig Schritte gegangen, da ist's wieder, als  
ob hinter ihm jemand wäre. Und im Umdrehen  
bestätigt sich dies: Springt da nicht jemand in drei,  
vier Säzen heran und stellt sich hinter die starke  
Buche dort? Schmieder faßt die Flinte straffer,  
da geht's ihm durch den Kopf: Da drin ist nur  
noch Vogeldunst. Gleichviel. Was da auch sein  
mag, voran!

Doch macht er nur einen Schritt, ein kurzes  
Ausfluchten da vorn — ein Knall — der Jäger  
greift mit der Linken an sein Herz, dann wankt  
er etwas zur Seite und sinkt zu Boden. Nach  
wenigen Sekunden ist es geschehen mit ihm.  
Sein Körper streckt sich, und Reinhard Schmieder  
hatt sein Ziel gefunden im Kofthagwalde.

Der Mörder kommt nicht näher. Hinter der  
großen Buche bleibt er stehen. Er weiß, späteren  
Beobachtern, die wohl morgen schon ihre Tätig-  
keit beginnen werden, darf er nicht zu viel An-  
haltspunkte bieten, denn auch in dem hartge-  
frorenen Schnee hinterläßt der Stiefel Fußspuren.  
Also steht er und späht, lauscht und lauscht,  
eine halbe, eine ganze Stunde lang. Und wie  
es immer und immer Totenstille bleibt, dann  
geht er im Weg zurück der Waldhütte entgegen,  
ganz langsam, denn der Mann hat ja entsetzlich  
viel Zeit.

Im Kofthag aber liegt der stille Jägersmann,  
und wie am Sonntag Morgen das Wetter  
stürmisch wird und die Schneeflocken sich jagen,  
da breitet der Himmel ein Bartuch aus über  
den toten Freund des Waldes.

-----  
Zehn Jahre sind seitdem vergangen.

Zu Mühlhofen spricht man selten mehr von  
Reinhard Schmieder. Nur wenn sein Amtsnach-  
folger, der ein wenig ein Wirtshausbocker ist,  
etwas ins Glas geschaut hat, prahlt er gerne  
von den Gefahren, die er in Ausübung seines  
Dienstes zu bestehen hat, habe doch auch sein  
Vorgänger durch die verfluchte Kugel eines  
Wildschützen geendet, und eine Schande sei's  
und eine halbe, daß die vom Gericht den elen-  
den Kerl nicht gefunden hätten. Drum, seit er  
diesen Dienst habe, ginge er nie ohne Drilling

aus, und die Kugelpatrone stecke immer im unteren Lauf. Da solle ihm nur mal einer kommen!

Eine Menschenseele zum wenigsten gedachte um so mehr des Jagdausschreibers Reinhard Schmieder und seines jähen, unaufgeklärten Endes: Frau Regierungsrat Maria Wenkert in Karlsruhe.

Aber es war kein stilles Gedenken, das sich im Laufe der Jahre verklärt und den Grabhügel als eine natürliche Bodenerhebung erscheinen läßt. Dieses Gedenken hat an ihrer Gesundheit gezehrt und ihr die Seele zerrissen.

Und jetzt war die Frau Regierungsrat krank, schwer krank.

Als der Doktor am Nachmittag wieder hier war, hat er den Kopf geschüttelt und zur Wärterin geäußert: „Wir werden sie nicht durchbringen. Sie müssen sich wohl recht bald auf die Katastrophe gefaßt machen!“

Am Fenster sitzt Alfred Wenkert. Er sieht nicht auf die Straße, er sieht nicht ins Zimmer, sondern sieht in sich selbst hinein. Aber sein Blick ist nicht der eines sehenwollenden Menschen.

Alfred Wenkert hat nicht gehalten, was seine Jugend versprochen hat. Hochbegabt wie sein Vater, mit glühendem Ehrgeiz und einem starken Streberinn erfüllt wie eben dieser, hätte er zu den größten Hoffnungen berechtigt. Und so viel er geübt hat und auf den technischen Hochschulen der Stolz seiner Lehrer war, — mit einem Male war es fertig. Er begann zu trinken, schwänzte die Vorlesungen und Übungen und stürzte sich in tolle Vergnügen. Zwar nahm er öfters wieder bestgewollte Anläufe, aber jedesmal gab's ein schnelles Zurückgleiten in die Bummellei.

So brachte er es nie zum Examen, blieb der „ewige Student“, bis ihn seine Verbindung ausschloß. Da steckte er das Studieren auf und lebte fortan bei seiner Mutter, ohne Beruf, ohne Beschäftigung. Aber er trank, und seine Mutter, wie sie sich auch grämte und seinem moralischen Zerfall entgegenstemmte, war doch nicht energisch genug, ihn zu meistern.

Jetzt sitzt er da vorn am Fenster und simuliert in sich hinein: Wenn die Mutter stirbt, hört die Pension auf, Privatgeld ist aber noch immer genug da. Dann sollen die Vikörflaschen auffahren.

Die Kranke, die im Schlummer gelegen, scheint erwacht.

Ein leiser Ruf vom Krankenlager her wird hörbar: „Alfred!“

Der Sohn wankt zum Bette, und die Mutter bedeutet ihm, auf dem Stuhle Platz zu nehmen!

„Mein Sohn!“ beginnt sie mit schwacher Stimme. „Es nimmt ein Ende mit mir. Laß mich nicht in der furchtbaren Ungewißheit hinüber gehen ins Jenseits. Hast du mir nichts zu sagen?“

Er sitzt zu ihrer Seite, und sein Kopf hängt schwer hinab auf die Brust. Und regt sich lange nicht. Die Mutter tastet auf der Bettdecke mit der Rechten zum Sohne hin. „Alfred! Mein armes Kind! Rede!“



Jetzt brach die Witwe zusammen . . .

Da, nach einer Weile springt er vom Stuhle auf und wirft sich vor dem Bette in die Knie, sein Gesicht in die Hände und an die Kissen gedrückt. „Mutter! Ich tat's!“

Lange ist's stille. Der Atem der Frau geht schwer. Ihre Gedanken flüchten hin und wieder. Sie ahnt, fürchtet das schon lange, schon zehn Jahre her. Und wenn es auch ihre Gesundheit untergrub, die Ungewißheit, das Zweifel'n ließ doch wieder der Hoffnung Raum, es könnte dennoch nicht so sein. Jetzt aber! Jetzt war's Gewißheit.

Troßdem schiebt sich ihre Hand langsam nach ihm hin und legt sich sanft auf seinen Kopf. „Wie tatest du es?“

Erst gequält kommt es aus ihm heraus, dann immer freier, wie einer lang erharnten Erlösung entgegen.

„Mutter! Du weißt es! Nie hätte ich es ertragen. Du wolltest mir einen Stiefvater geben. So einen einfachen Mann. Mir, dem Sohn eines Regierungsrats. Der ich erstrebte, der oberste technische Beamte des Landes zu werden. Der ich in ersten Kreisen verkehrte. Reserve-Offizier werden wollte bei den Dragonern. Mutter, du weißt es noch, wie mich dein Vorsatz aus den Gleisen warf. Daß du ein vor deiner Verheiratung bestandenes Verhältnis erneuerst, hielt ich für eine Entweihung deiner Ehe mit dem Vater, für die größte Beleidigung des aus dieser Ehe hervorgegangenen Sohnes. Dein fester Wille, diesen Mann zu heiraten und von der Frau Regierungsrat zur Frau Jagdhüter herabzustiegen, deine entschiedene Weigerung, von ihm das Jawort zurückzuverlangen, brachten mich zur Verzweiflung. Und als die Weihnachtsferien vorüber waren, hatten mich die Kämpfe mit dir und die vor Erregung schlaflosen Nächte so weit gebracht, daß der Vorsatz in mir feststand: Heirat unter keinen Umständen, und gälte es, eines von beiden aus dem Weg zu schaffen. Ich muß dir gestehen, daß mir der Gedanke sehr nahe stand: Die Mutter. Trotzdem nun in meiner Brust die Eigenliebe stärker glühte als die Liebe zur Mutter, verwarf ich diesen Plan doch bald. Ein Muttermörder? Nein! Aber der Andere. Und als ich nach Stuttgart zurückkehrte, stand mein Entschluß fest. Es mußte bald ausgeführt und klug ausgedacht zu Werk gegangen werden. Viele Ausführungsarten habe ich erdacht, genau durchdacht und — verworfen. Ihn in seinem eigenen Walde zu töten und dabei den Verdacht auf Wilddiebe zu lenken, schien mir das Klügste und war, wie sich herausgestellt hat, auch tatsächlich das Richtige. Ich hatte den Mann nur einmal gesehen, damals, als du sagtest, es sei ein Jugendgespieler von dir. Mir war er nicht genehm, sein Wesen zu einfach, seine Rede zu wenig rücksichtsvoll. Er erzählte mir von seinen einsamen Waldgängen, die er meist ohne Hund unternahme, von seinem Lieblingsplätzchen an der Waldhütte, die er selten einen Tag unbezucht lasse. Dessen erinnerte ich mich jetzt, kaufte mir in einer Buchhandlung ein paar Meßtblätter, um unauffälligweise das jenes Dorfes Mühlhofen miterwerben zu können, studierte den Wald, seine Zugänge und Wege ganz genau

und baute darauf meinen Plan. Eine geeignete Waffe, eine zielsichere langläufige Pistole, hatte ich bald, und da es dem Karneval entgegenging konnte ich mir bei einem Trödler eine Handwerksburschen-Ausstattung beschaffen, ohne daß in dem großen Stuttgart zu befürchten gewesen wäre, daß so etwas Verdacht erregt. Dann fuhr ich in der Freitag Nacht nach Offenburg, kleidete mich um und verließ als Handwerksbursche den Bahnhof. Vier Stunden nächtlicher Fußmarsch brachte mich aufgrund meines genauen Kartenstudiums zur Hütte im Mühlhofener Wald. Vom frühen Morgen an lag ich dort auf der Lauer, mußte aber den ganzen Tag über bis in die sinkende Nacht warten. Dann kam er. Ich schlich ihm nach, da er den Heimweg einschlagen wollte. Denn bei der Hütte hatte es keine Gelegenheit gegeben. Jetzt mußte ich sie suchen. Wie er den Körper gegen mich drehte, gab ich ihm die Kugel. Ein sicherer Schuß. Nur zwei, drei Schritte drehte er sich waldeinwärts, dann sank er in den Schnee und blieb stumm.“

Die Kranke rang mit dem Atem. Sie nahm die gelbe, welke Hand von seinem Scheitel.

„Gegen Morgen erreichte ich, ohne von einem Menschen angesprochen worden zu sein, wieder den Offenburgener Bahnhof, kleidete mich wieder um und fuhr mit dem Frühschnellzuge ab. Erst als der Fall in den Zeitungen bekannt gemacht wurde, besiel mich eine große Furcht vor der Entdeckung. Und diese Angst wuchs zusehends, so daß sie mir zuletzt nicht nur die Nachtruhe, sondern auch die Ruhe zum Studium, die Freude an der Arbeit raubte. Immer mehr ging's bergab mit mir, du weißt es, Mutter. Daß mir jener Schuß das eigene Leben erdroffelt hat, mußte ich bald erkennen, und ich fühle es, Ruhe kann ich nimmermehr finden.“

Lange schwiegen sie nun. Totenstille herrscht in dem Raume. Draußen flammen die ersten Straßenlaternen auf, und dann und wann rasselt eine Kutsche durch die verkehrsarme Straße.

„Mutter! Kannst du mir verzeihen? Ich weiß es, ich traf mit meiner Kugel nicht nur das Herz jenes Mannes, sondern auch dein eigenes!“

Langsam hebt sich die Hand der Sterbenden und tastet sich wieder auf sein Haupt.

„Mein Sohn! Ich fühle, daß du es tust. Von dem Augenblick an, da du mehrere Wochen nach dem Geschehnis zum erstenmale mir wieder gegenübergetreten bist. Du weißt auch, daß ich dich meinen Verdacht mehr als einmal

merken ließ. Und trotzdem du immer geaugnet hast, so gar entrüstet tatest, daß deine eigene Mutter... Ich konnte den furchtbaren Verdacht dennoch nicht aus der Seele bannen. — Nun gehe ich aus dieser Welt. Dir sei Gott im Himmel ein gnädiger Richter! — Alfred, — mein Kind! — Ich verzeihe dir! — Gehe hin und — sühne!“

Die Wärterin näherte sich, um die Vorbereitungen für die Nachtwache zu treffen.

Als der Zeiger auf die vierte Morgenstunde rückte, ist Frau Maria Wenkert, geborene Kuhn, hinübergewandert in das dunkle Reich des Todes. Ihr Sohn stand dabei, tränenlosen Auges, um

die Mundwinkel aber ein Zug lagentheurer Entschlossenheit.

Und dann, einen Tag später, als man seine Mutter dem Grabe übergeben hatte, gab er sich vor dem steinernen Kreuzmal im Waldgewann Rosshag eine tödliche Kugel.

Da gingen die Vermutungen der wieder aufgeregten Mühlhoserer hin und her. Man traf wohl das Richtige, aber man wußte es nicht.

Und mit Bestimmtheit hat auch niemand erfahren, warum der Herr aus Karlsruhe seinem Leben gerade hier im Rosshagwald ein Ende gesetzt hat.

## Die Bekehrung.

Von Franz Wichmann.

Das war Käthe Killi von der Heilsarmee her geblieben, dieser leidenschaftliche Haß wider den Alkohol, den Dämon der Ledigen, den Zerstörer der Ehen, den Verderber und Vergifter der Menschheit. Nie war ein Tropfen von dem Teufelszeug in irgend einer Form über ihre Lippen gekommen.

Nur drei Jahre war Käthe bei der Heilsarmee gewesen. Dann hatte sie geglaubt, auf anderem Gebiete segensreicher wirken zu können, und war Krankenpflegerin in einer Privatheilanstalt geworden. In dem neuen Berufe fühlte sie sich auch zufrieden; nur ihrem Ehrgeiz genügte er nicht ganz. Nach irgend einem guten Werke, einer besonderen That, von der man auf Erden sprach und den himmlischen Lohn sicherte, verlangte es sie. Aber dazu schien sich hier keine Gelegenheit bieten zu wollen.

Oder doch? — stutzte sie eines Tages vor dem Bette des Patienten Paul Tulak. Seit ein paar Tagen pflegte sie ihn schon, ohne daran gedacht zu haben. Nur aufrichtiges Mitleid hatte sie mit dem stattlichen jungen Menschen gehabt. Die mattgrauen Augen des hübschen, bärtigen, ehrlichen Gesichtes hatten etwas Starres, Verglastes. Sie kannte das. Unrettbar war er dem Laster des Trunks verfallen. Nicht dieses selbst, aber seine Folgen hatten ihn hierhergebracht. Berauscht aus dem Wirtshaus kommend, war er gestürzt und auf den scharfkantigen Kaminstein geschlagen. Mit einer schweren Gehirnerschütterung brachte man den Bewußtlosen in die Anstalt. Wieder zur Besinnung gelangt, lächelte er seine Pflegerin wie ein Träumender an.

Ihre Hand, ihre Sprache schienen ihn merkwürdig zu beruhigen. Er schlief viel und die Genesung schritt rasch fort.

Mit dem sicheren Instinkt des Weibes fühlte Käthe ihre Macht über ihn. Sollte sie nicht weiter reichen, — bis zur Rettung des Aermsten? Mit dem Bösen ringen war ein verdienstvoller Kampf. Alle Heiligen und Märtyrer hatten es getan, immer wieder entrissen die Priester ihm zahllose Seelen. Wenn etwas den Mann aus den Klauen des Teufels retten konnte, so war es das Weib. Wenn er Liebe zu ihr empfand, mußte sie sich opfern, Komödie spielen, zum erstenmal im Leben. Denn was ihr Tulak nahe brachte, war nur jene große, heilige, dem Menschenbruder geweihte Liebe, das Mitleid, das Erbarmen. Und den wahren Beweggrund ihres Handelns durfte er nicht ahnen, sonst würde er kopfscheu und alles war umsonst. Sie kannte solche Patienten von früher, gleich Wahnsinnigen, die keinen Widerspruch vertrugen, mußte man mit ihnen umgehen. — — — — —

Es ging leichter und besser, als Käthe gedacht und erwartet hatte. Tulak betrachtete sie täglich mit helleren Augen, ein Gefühl stillen Glückes beschleunigte seine Wiederherstellung, schon stand der Tag seiner Entlassung fest und in der Abschiedsstimmung gestand er ihr's. Er liebte sie! Dringend, beschwörend sprach er auf sie ein. Das sei kein Beruf für sie, zu ernst, zu traurig. In die Freiheit gehöre sie, in Licht und Leben. Eine andere Stellung müsse für sie gesucht werden, und bis sie gefunden, gebiete es ihm die Dankbarkeit, für seine Pflegerin zu sorgen. Seine